

# Das Sterben der Ruth Schweikert

Eric Bergkraut hat ein Buch über die letzten hundert Tage seiner Frau geschrieben. Das ist bewegend, aber auch peinvoll misslungen

ROMAN BUCHELI

2016 erkrankte die Schriftstellerin Ruth Schweikert an Brustkrebs. Die Behandlung verlief gut, lange schien der Tumor unter Kontrolle zu sein. Dann kehrte die Krankheit zurück. Die nachfolgenden Therapien waren belastend und doch nicht ausreichend. Zu Jahresbeginn 2023 stellte sich eine vorübergehende Besserung ein. Die schwere Chemotherapie schien gewirkt zu haben, das Blutbild war in Ordnung, auch die bildgebenden Verfahren zeigten keinen Befund.

Es sah fast nach Heilung aus. Nur fühlte es sich nicht an wie eine solche. Denn die Nebenwirkungen waren verheerend. Aber vielleicht waren sie auch nur Vorboten des Kommenden. Im März 2023 erlitt Ruth Schweikert einen heftigen Rückfall. Die Tumorzellen mussten sich schlagartig vermehren, sie wucherten im ganzen Körper.

An Heilung war nicht mehr zu denken, nur ein medizinisches Wunder hätte jetzt noch helfen können. Die Ärzte redeten von einem «schmalen Steg der Hoffnung», wie der Filmemacher Eric Bergkraut, der zwanzig Jahre mit Ruth Schweikert verheiratet war, in seinem Erinnerungsbuch «Hundert Tage im Frühling» erzählt. Die Ärzte hätten vermutlich auch sagen können: ein Steg der Verzweiflung. Denn wo nur noch Hoffnung bleibt, hilft auch diese nicht mehr.

## Szenen aus einem Leben

Es begann eine drei Monate dauernde Agonie, ein unaufhaltsamer Prozess des körperlichen Zerfalls. Waren erst noch kurze Gänge im Rollstuhl nach draussen möglich, blieb bald nur das Bett als einziger Aufenthaltsort. Und als auch der Verbleib in den Kliniken zur Belastung wurde, entschied Bergkraut, seine Frau nach Hause zu nehmen und zusammen mit ihren Kindern, mit Pflegepersonal und Freunden die Sterbensranke in den Tod zu begleiten.

Bergkraut erzählt in seinem Sterbepuch und Requiem nicht nur die titelgebenden letzten hundert Lebenstage von Ruth Schweikert. In das Journal bettet er Szenen aus ihrer Kindheit und Jugend ein, er flicht Schulaufsätze der siebenjährigen Schülerin ein, schildert



Die Schriftstellerin Ruth Schweikert in einer Aufnahme von 2016, dem Jahr, in dem sie an Krebs erkrankt war.

ANNICK RAMP / NZZ

ihre erste Begegnung mit ihm und den Coup de foudre, der sie auf der Stelle zum Liebespaar machte, er deutet einen sexuellen Übergriff auf die junge Frau an, von dem Schweikert ihm erzählt haben muss.

So entsteht eine gegenläufige Bewegung: Während in der Gegenwart das Leben schwindet, wächst in der Gegen-

richtung als Erinnerung eine Lebensgeschichte heran. Jedoch suggeriert die Erzählung nicht, dass eine Biografie rund und abgeschlossen werde, stimmig in sich und ihrem Verlauf. Das Bruchstückhafte allen Lebens bleibt erhalten. Und es wird deutlich, wie Zufälle das Dasein bestimmen und dass Sinnhaftigkeit immer eine Konstruktion wäre.

Bergkraut widersteht zugleich der Versuchung, das Leben von seinem Ende her zu verklären, ebenso wie Ruth Schweikert ihrer Erkrankung keinen Sinn abzugewinnen versucht hatte. Sie nahm die Krankheit nicht als Fügung des Schicksals, der man sich zu ergeben hatte. Umso vehementer wehrte sie sich gegen das Unausweichliche, sie verschmähte keine Pharmazeutika, gleichgültig, wie gering die Aussichten auf Genesung noch waren: «Du wolltest leben, mit aller Macht, und hast in den folgenden Monaten alle Mittel der Behandlung ausgeschöpft, die sich Dir boten», schreibt Bergkraut, der die Verstorbene immer wieder direkt anspricht, als sei es ein Brief.

Minuziös protokolliert Bergkraut den körperlichen Zerfall seiner Frau bis zum Todestag am 4. Juni des vergangenen Jahres. Er lässt die Leser teilhaben an den täglichen Ritualen der Pflege, an ihren immer weniger werdenden Gesprächen, er schildert Waschungen und Salbungen in einer Intimität, die nichts blossstellt, und er zeigt, wie zuletzt gerade noch die Augenlider kleinste Zeichen geben, wie die Atmung stetig flacher wird. Das alles ist berührend und bewegend. Der Blick auf das Sterben hat hier nichts Indezentes, nichts Demütigendes.

Doch die Nüchternheit schwindet, je näher der Tod rückt: «Wir bereiten Dich vor auf den Flug. Aber wir, das ist der kleine Teil. Du selbst tust es seit Tagen. Man könnte sagen: Wir bereiten uns vor, von Dir geleitet.» An solchen Stellen droht der Text in den Kitsch abzustürzen. Wo Eric Bergkraut aufhört zu erzählen, was er sieht, wo er sich seinen erklärenden Imaginationen hingibt, da kommt am Ende nur Zuckerwerk hervor.

Das gilt auch für die eingestreuten Reflexionen mit ihren gestelzten Maximen: «Jeder stirbt für sich alleine», nach Hans Falladas gleichnamigem Roman, ist ohnehin eine seltsame Entgleisung und in diesem Kontext eine sinnfreie Plattitüde. Auch dies hier: «Sterben ist ein intimer Akt. Nichts gehört uns mehr als der physische Akt des Todes, scheint es.»

Wirklich? Scheint es? Oder scheint es vielleicht nicht? Denn bestätigt Bergkraut mit seinem Brevier des Sterbens nicht gerade das Gegenteil: Es gibt nichts weniger Intimes als das Sterben. Oder

anders formuliert: Das Sterben bleibt gerade hier nicht intim. Die Welt soll wissen, wie Ruth Schweikert gestorben ist.

Kein Satz in diesem Buch ist falsch. Niemand ist befugt, auch nur gegen einen einzigen Satz etwas einzuwenden. Es ist Eric Bergkrauts Geschichte vom Sterben seiner Frau und der Mutter seiner Kinder. Sie geht niemanden etwas an. Im Augenblick aber, da diese Erzählung der Agonie öffentlich wird und in eine Trauerarbeit mündet, die vor den Augen aller stattfindet, verwandelt sie sich. Sie wird zelebriert.

Man kann nicht sagen, dass dadurch eine Falschheit in die Sätze gelangt, aber gewiss ein falscher Ton. Eine unangenehme Selbstgefälligkeit. Aus Merksätzen werden dann plötzlich pathetische Aphorismen: «Du wolltest leben und Du wusstest zu sterben.» Das ist das eine. Ebenso schwer wiegt, was nicht im Buch steht. Das Schweigen zum Beispiel. Nie entsteht der Eindruck, es verschlage jenem, der über das Sterben schreibt, die Sprache. Nie verstummt er, sei es aus Verzweiflung oder weil vor dem Unausprechlichen einfach die Worte fehlen.

## Wahrheit des Scheiterns

Es erstaunt nicht, dass ganz am Ende des Buches ein Satz steht, der als flapsiges Bonmot auf einem Kalenderblatt stehen könnte: «Das Beste an Deinem Tod ist, dass ich nicht mehr fürchten muss, Du könntest sterben.» Hier schiebt Bergkraut nurmehr aufs Publikum.

Indessen überfallen ihn auch bestürzend luzide Wahrnehmungen: «Ich fürchte den Moment, an dem ich mich zunächst an meine Erinnerung erinnern werde. Und nicht an Dich. Eine Art zweites Verschwinden.» In solchen Momenten ist der Trauernde ganz bei sich, bei seinem Verlust und bei der äussersten Verlassenheit.

Es ist darum ein seltsames Paradox: Im Nebeneinander des Banalen und des Erhabenen findet das Schreiben über das Sterben zu einer eigenen Authentizität. Es kann nicht gelingen. Im Scheitern liegen seine Wahrheit und Würde.

Eric Bergkraut: Hundert Tage im Frühling. Geschichte eines Abschieds. Limmat-Verlag, Zürich 2024. 206 S., Fr. 32.90.

# Die Bühne wird zur diplomatischen Vertretung Taiwans

Am Zürcher Theaterspektakel beleuchtet das Stück «Dies ist keine Botschaft (Made in Taiwan)» die komplexe Identität des Inselstaats

UELI BERNAYS

Auf dem Tisch liegt Gebäck; grosse, braune Ringe in einer offenen Klarsichtfolie. Noch vor Beginn unseres Gesprächs in einem Proberaum der Roten Fabrik hat David Wu die Packung taiwanischer Cookies aufgerissen. Der untersetzte Mann mit wachem Blick, der einem sogleich seine Visitenkarte entgegengestreckt hat, war während 37 Jahren als Botschafter Taiwans tätig – eines Landes, das so gut wie nirgendwo als unabhängiger Staat anerkannt wird. Er weiss, wie man eine entspannte Atmosphäre schafft.

Das Süßgebäck aber wird nicht angerührt. Zu sehr sind alle am Tisch auf Fragen konzentriert, die sich um «Dies ist keine Botschaft (Made in Taiwan)» drehen. Die Theaterproduktion, die in einer fiktiven taiwanischen Botschaft spielt, hat der Schweizer Theatermacher Stefan Kaegi (Rimini Protokoll) mit der Dramaturgin Szu-Ni Wen für drei Personen konzipiert: David Wu, die Vibrafonistin Debby Wang und Chiayo Kuo, die eine NGO für digitale Diplomatie leitet, spielen sich selbst in diesem dokumentarischen Stück. Nach mehreren Stationen in Europa und Taiwan wird es jetzt auch am Zürcher Theaterspektakel gezeigt.

## Verschiedene Blickwinkel

Das taiwanische Ensemble hat sich in einem Raum der Roten Fabrik eingefunden,

den, wo später der Text repetiert werden soll. Vor der Probe aber versuchen alle gemeinsam, ihre Anliegen zu erklären. Das ist nicht ganz unproblematisch. Denn Kaegi und Wen lassen auf der Bühne absichtlich Menschen gegensätzlicher Ansichten über ihr Land reden. Die Produktion basiert auf Interviews mit den drei Protagonisten; sie entwickelt sich aus der kontrapunktischen Verflechtung persönlicher Aussagen. Wenn Wu «x» sagt, sagen die andern meist «y».

Kein Wunder also, herrscht zuweilen auch Uneinigkeit am Tisch. Es scheint der taiwanischen Delegation bisweilen fast etwas peinlich – vor allem bei politischen Themen. In Taiwan, so ist zu vernennen, würden Gespräche über Politik in der Regel nur mit Gleichgesinnten geführt, um Streit und Hitzigkeit zu vermeiden. «Sprechen Sie denn gerne mit Leuten, die politisch anders denken?», fragt Debby Wang. Und leicht erstaunt schüttelt sie den Kopf, wenn man versucht, Kontroverse und Kompromiss als probate demokratische Verfahren zu legitimieren.

Die drei Frauen und der eine Mann bleiben vorsichtig, sie fallen sich nie ins Wort; spontanen Widerspruch gibt es kaum. Und wenn nun die Frage gestellt wird, was dem Schweizer Publikum nahegebracht werde in «Dies ist keine Botschaft», lassen die Kolleginnen David Wu erst einmal freien Lauf.

«Wir klären das Publikum über die seltsame Situation in Taiwan auf», sagt er.

Und nun spricht der pensionierte Diplomat vom Ende der japanischen Besetzung von 1945, er erwähnt Chiang Kai-shek, der sich 1949 nach verlorenem Bürgerkrieg mit seiner Partei Kuomintang nach Taiwan zurückgezogen habe, und rühmt die Entwicklung des Landes, das mit seinen 23 Millionen Einwohnern heute zu den einundzwanzig bedeutendsten Volkswirtschaften gehöre. «Weshalb aber werden wir nicht als Staat anerkannt? Weil das heutige China nicht will, dass wir als Staat anerkannt werden!»

## Keine Geschichtsstunde

Szu-Ni Wen möchte nun aber keinen falschen Eindruck aufkommen lassen: «Unser Theater ist keine blosse Geschichtsstunde», protestiert lachend die erfahrene Dramaturgin. Es gehe weniger um allgemeine Geschichte als vielmehr um persönliche Geschichten.

Tatsächlich ist auf der Bühne auch von alltäglichen Erfahrungen und familiären Prägungen die Rede. Debby Wang etwa spricht über den Bubble-Tea, mit dem ihre Familie Handel treibt. David Wu lässt das Publikum wissen, dass er im Alter von 46 Jahren entdeckt habe, dass er von einer reichen Familie adoptiert worden sei. Und Chiayo Kuo erzählt von ihrem Grossvater, der im Dienste der japanischen Besetzer stand.

Chiayo Kuo spricht auch jetzt von japanischen Einflüssen. Sie sei überzeugt,

dass man es auch der Besetzungsmacht zu verdanken gehabt habe, dass Taiwan technologisch früh eine Vorreiterrolle habe spielen können. David Wu jedoch will das nicht gelten lassen: Die Japaner hätten gar nichts Gutes gebracht, verkündet er bestimmt, aber freundlich.

Chiayo Kuo und David Wu sind stets gegenteiliger Auffassung. Zum Beispiel, was die Zukunft Taiwans betrifft. Im Sinne der Kuomintang, deren Mitglied er ist, sieht sich David Wu als Vertreter der Republik China, für die Chiang Kai-shek im Krieg gegen die kommunistische Volksrepublik China kämpfte. Sein politischer Traum sei bis heute die Wiedervereinigung beider Teile; freilich unter der Ägide der Republik China. Die junge Chiayo Kuo hingegen sieht nicht ein, weshalb das Land, das seit Jahrzehnten in Unabhängigkeit funktioniert, irgendwann einem anderen Staat einverleibt werden sollte.

Der Gegensatz ist symptomatisch für eine «Krise der Identität», finden alle. «Für Europäer scheint es einfach», sagt die schlagfertige Jazzmusikerin Debby Wang, Taiwan sei für Europäer einfache Leute aus Taiwan – irgendwelche Asiaten halt. «Wir aber fragen uns, wer mit der Bezeichnung Taiwaner jeweils gemeint ist: die Indigenen? Die Hakka? Die Nachkommen der japanischen Besetzer? Oder die Vertreter der Republik China?»

Herkunft und Identität, das sei für ihn tatsächlich ein Problem, gesteht David

Wu. Er fühle sich einerseits als Bürger der Republik China und andererseits doch auch einfach als Taiwaner. Ist die nationale Identität für alle ein Problem? Ist es vielleicht diese Unsicherheit, die sie eint? «Uns eint nur die Gewissheit, dass wir uns keine Vereinigung mit dem heutigen kommunistischen China vorstellen können», sagt Chiayo Kuo.

## Geopolitischer Alldruck

Wie gross ist in Taiwan denn die Angst vor einer chinesischen Besetzung? Für die drei Frauen ist das eine typische Westler-Frage. Taiwan sei ein eigenständiges Land. Im Westen meine man immer, die Taiwaner dächten nur an China. Dabei habe man sich an die Bedrohung gewöhnt, man versuche, das Thema zu verdrängen. Der Angriff Russlands auf die Ukraine scheint die Angst allerdings zurückgebracht zu haben. Szu-Ni Wen jedenfalls sagt, sie habe die Gefahr eines Krieges lange ignoriert. Die Geschehnisse in der Ukraine seien für sie eine Warnung.

Nach einer guten Stunde ist Schluss mit reden und Zeit für die Probe. Die Frauen und der Mann aus Taiwan verlassen den Tisch. Zurück bleiben nur ein Journalist und die unberührten Cookies. Sie sind lecker und butterweich, aber sehr bröselig. Wenn die Ringe zwischen den Fingern fast zerfallen, gemahnt das an brüchige Identitäten.